

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

„Der Kiegel wird sich vorgeschoben haben!“ lautete die einfache Erklärung, der das Anerbieten folgte: „Komm, ich werde Dich in Dein Zimmer führen.“

„Laß mich bei Dir bleiben, wenn Du nicht zu müde bist, ich habe mit Dir zu reden.“

Meine Tante sah nichts weniger wie müde aus und sagte doch, sie sei es. Wie leid mir's immerhin that, sie zu so später Stunde und in ihrer aufgeregten Stimmung zu behelligen — ich mußte es thun, denn schon am folgenden Morgen in aller Frühe konnte Fräulein Clarissa mich auffordern, mein Versprechen zu halten und was dann — wenn sie das Gewölbe fand! — So sagte ich denn trotz der sichtbaren Ungeduld der Aebtissin: „Tante, ich muß jetzt mit Dir reden!“ und trotzdem die eine der Portièren sich bewegte und verrieth, daß da Jemand dahinter stehe und diese Person nur Gräfin Blanka sein konnte — trotz all dem begann ich meinen Bericht, setzte in kurzen Worten meine Tante von Dem in Kenntniß, was Fräulein Clarissa von mir wünschte und der guten Absicht, die sie dabei leitete.

Immer tiefer erbleichend mit allen Anzeichen sie-

berhafter Aufregung, hörte die Aebtissin mich an und starr hing ihr Blick oft an der Portière, die zuweilen so heftig hin und her schwankte, daß ich glaubte, Gräfin Blanka theile die Vorhänge und trete aus ihrem Versteck.

Als ich geendet und meine Tante vielleicht durch mein Benehmen den Beweis gewonnen, daß ich mehr wußte oder ahnte als ich aussagte, da ergriff sie meine Hand und sprach innig: „Dank für Dein Vertrauen, — Dank für Alles; doch jetzt komm in Dein Zimmer und ich werde nachdenken, was zu thun ist.“

Weiteres sprach sie auch nicht während des Weges nach meiner Stube, nur Klang ihr Gutenachtwunsch noch sanfter wie gewöhnlich. Nicht viel über eine Viertelstunde mochte ich allein sein, als ich ihre Stimme von Neuem an meiner Thür hörte und nachdem ich ihre Bitte: „zu öffnen“ erfüllt, reichte sie mir ein Paquet mit den Worten: „Lies diese Blätter, ehe Du morgen zu mir kommst und bevor wir mit einander geredet, sprich mit Niemand!“

Das Paquet war so klein, meine Neugier so groß; ich begann zu lesen und einmal begonnen, flog mein Auge mit Blitzesschnelle über die Zeilen fort. Ich hielt nur dann inne, wenn Thränen mir das Weiterlesen unmöglich machten. Immer und wieder las ich von Neuem, las — und konnte mich nicht trennen! — Der Morgen graute, immer heller und glänzender fielen die Strahlen der Sonne in mein Zimmer, — da erst stand ich auf. An's Fenster tretend, — hin in den neuen Tag blickend, mußte ich unwillkürlich denken:

„Warum in der Natur allein dieser schöne gleichmäßige Wechsel von Tag und Nacht, — von Licht und Dunkel — warum dem Menschen hingegen oft nur so kurz zugemessen der Tag seines Glücks — so endlos, ewig lang die Nacht seines Elends?“

Achtes Capitel.

„Lebendig sein begraben
Das ist ein schlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Was Jenem nicht zu fern,
Wenn man bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern soll.“

Diese Worte Uhlands standen auf der ersten Seite jener Blätter, die meine Tante mir übergeben und welche von ihr selbst beschrieben waren. Ich glaubte anfangs nicht anders, als daß jene Worte Bezug auf ihr eigenes Geschick hätten; Wen sie indessen betrafen, ergab sich aus dem Folgenden und das lautete:

„Ich kannte bis zu meinem zwanzigsten Jahre nur das Glück — ein so volles, uneingeschränktes, ein so beseligendes, so maßloses, daß es mir wie ein böses Märchen erklang, hörte ich von Leid, von Kummer reden.

„Wie mag es nur sein, wenn man sich unglücklich fühlt?“ so fragte ich eines Tages meinen Verlobten, den Herrn von Darlingen, dessen Braut ich seit einem Jahre war, dessen Gattin ich binnen wenigen Wochen werden sollte.

„Möchtest Du mich Das doch immer fragen, liebe Laura!“ antwortete er mit tief bewegter Stimme und dankbarem Lächeln. Er küßte mir daun die Thränen des Glücks von den Augen, nannte diese Augen Sterne — Sterne seines Lebens, seines Glücks — Sterne, wie sie der Himmel nicht glänzender aufzuweisen. — — —

„Diese Liebeständelei, über welche all' Die vielleicht lächeln, in deren Erinnerung gleiche Bilder aus fernher Jugendzeit aufsteigen — über die Jene vielleicht lachen, die ihren Zauber nicht kennen, den sie auf die vernünftigsten Menschen auszuüben vermögen, — dies Kosen, Tändeln, dies Plaudern über Nichts, das den Liebenden doch Alles ist — unterbrach die Ankunft eines Briefes, dessen Lesen meinen Verlobten sehr ernst machte.

„Ich muß reisen, Laura!“ rief er, „muß reisen noch in dieser Stunde, Dich, die Geliebte verlassen wegen eines Freundes, der meiner bedarf. Es ist Benno von Blankenburg, der mich ruft, der Gespieler meiner Kinderjahre, der Freund meiner Jugend, von dem ich Dir so oft erzählt habe.“

„Dann reise, zögere keinen Augenblick!“ entgegnete ich entschlossen und war kaum betrübt über die plötzliche Trennung, denn die Freude, daß mein Verlobter diesem Freunde, dem er Lebensrettung, Lebensstellung verdankte, eine seiner Wohlthaten durch Gegendienst vergelten könne — dieses beglückende Gefühl überwog das der Trauer, ihn zu verlieren.

„Er reiste — blieb länger fern als ich dachte und er geglaubt. Unsere Hochzeit wurde in Folge dessen aufgeschoben und fünf Monate waren vergangen, als ich ihn endlich wieder sah. Es war in Tannenbergen, bei Gelegenheit der Einkleidung einer neuen Stiftsdame, zu welcher Feier die gewöhnlichen Festlichkeiten dort Statt fanden. Auch meines Verlobten Freund, den Grafen Benno von Blankenburg lernte ich dort kennen und er war in den Tagen das Hauptaugenmerk Aller — der Gegenstand allgemeiner Theilnahme, allgemeinen Interesses. Man sprach fast nur von ihm, über ihn, von seiner heimlichen Braut, der Tochter des Freiherrn von Rawen, der „schwarzen Judith“, wie man sie nannte, von dem trostlosen Geschick, welches das unglückliche Mädchen durch ihren Vater betroffen, weil sie sich geweigert, den ihr in betrügerischer Weise aufgedrungenen Gatten zu nehmen. Judith von Rawen erregte nach Allem, was ich von ihrer Liebe, ihrem Muth, ihrer Kühnheit und Ausdauer hörte, meine vollste Bewunderung und nachdem ich durch meinen Verlobten noch alle Einzelheiten ihrer Gefangenschaft erfuhr, in der sie seit fünf Monaten bereits gehalten wurde, da fragte ich, hingerissen von dem glühendsten Verlangen sie in Freiheit zu sehn, ob sich denn Nichts zu ihrer Rettung — ihrem Glücke thun lasse.

„Im ernstesten, düstersten Tone entgegnete er: „Seit meinem Aufenthalt in Barenholt sind Benno und ich nur darauf bedacht, sie der unwürdigen Behandlung ihres rohen Vaters zu entreißen. Wir haben List, Bestechungen — ja schon Gewalt angewendet — Alles vergeblich — Alles gescheitert an der eisernen Consequenz eines Mannes, der leider — ihr Vater ist. Was wir auch unternommen — er hat jeden unserer Pläne vereitelt, jedem unserer Versuche hohnlachend gespottet und — bis jetzt triumphirt!“

„Was jetzt?“ rief ich, mich an das Wort klammernd, „hofft Ihr endlich, ihn zu besiegen?“

„Hoffen! — ja das ist's, wir hoffen nur — wir können uns der Furcht nicht ent schlagen, bei unserem letzten Mittel nicht ausreichend mit Mitteln für dauernden Erfolg ausgerüstet sein. Dieses unser letztes Mittel ist ein Riesenwerk. Seit Wochen schon wird unablässig daran gearbeitet und Tausende schon hat es gekostet, Monde können vielleicht noch darüber hingehen, bis wir am Ziele sind und unberechenbar sind die weitem Ausgaben. Das Alles ist aber Nebensache — Hauptsache: wird dies Mittel — das letzte, nicht auch vergeblich sein, weil nach dem Gelingen noch in Frage bleibt: ob der Flucht nicht dennoch Entdeckung folgt? Ist's der Fall — dann ist Alles verloren.“

„Ich fragte — forschte weiter und erfuhr, daß das Herrenhaus von Neu-Rawenstein mit der alten Burg durch unterirdische Gänge in Zusammenhang stehe, diese fast bis zur Hälfte wieder hergestellt und wenn sie ganz fertig, dazu dienen sollten, Judiths Flucht aus dem Vaterhause zu ermöglichen, die sonst durch nichts zu bewerkstelligen sei.

„Mit meinem Verlobten und dem Grafen betrat ich den Tag vor meiner Abreise von Tannenbergen diesen unterirdischen Gang. Er hatte in der Tiefe des Gespensterturms auf Burg Rawenstein seinen Eingang und mündete, wie der Graf aus alten Urkunden genau wußte, die er im Archive seines Schlosses aufgefunden, — in einem Gartenpavillon des Herrenhauses von Neu-Rawenstein, der durch geschlossene Gallerie mit dem Eckthurne in Verbindung stand, in dem Judith, nach Angabe eines Dieners, gefangen gehalten wurde. Es galt nur, des Schlüssels zu dem Thurmgemach habhaft zu werden, wo das unglückliche Mädchen ihre Tage in Kummer und Gram verlebte — hatte man diesen Schlüssel, den der Freiherr stets bei sich trug, sollte und konnte sie ihrem Zimmer ent rinnen, durch die verfallne Gallerie in den Pavillon flüchten und von dort aus, von Graf Blankenburg geleitet, zur Ruine gelangen, ohne den um das Herrenhaus angestellten Spionen ihres Vaters in die Hände zu fallen. Den Schlüssel zu erhalten, hatte man jetzt die beste Aussicht, denn der einzige Diener des Freiherrn, der auf Seite des Grafen und Judiths stand, der Gärtner Martin im Herrenhause, hatte versprochen: ihn zu liefern, wenn Alles zur Flucht vorbereitet sei. Das „wie“ kannte der Graf nicht; aber fest verließ er sich auf jenes Dieners Treue und Geschicklichkeit, die von ihm bereits erprobt worden. Weniger sicher fühlte er

sich durch die Anordnungen zur weitem Flucht und als er ihrer erwähnte, rief mein Verlobter entschieden:

„Benno, das Alles geht nicht, Du darfst weder Judith in einem Deiner Schlösser unterbringen, noch mit ihr sofort aus hiesiger Gegend entfliehen. Kein Verdacht darf Dich treffen, daß Du bei ihrem Entweichen aus dem Gefängniß Deine Hand mit im Spiele gehabt — denn nur dann seid Ihr sicher.“

„Wir hatten bei diesen Worten den Eingang im Gespensterturm erreicht — sinnend — grübelnd standen wir da, ob durch dieses kleine Thor Judith zu ihrem Glück — zu ihrem Verderben hinaus schreiten würde! — Das Hammern und Pochen der Arbeiter, die hier schon seit Wochen thätig waren, das Verfallne neu aufzurichten, das Bestehende zu reinigen — manch' lauter Schrei und frohes Lachen, wenn giftige Kröten oder Molche gefunden und getödtet wurden, drang zu uns aus der Tiefe des Ganges. Es klang unheimlich an der schauerlichen Stätte, obgleich das Licht vieler Fackeln den schmalen Gang taghell durchleuchtete. Der Graf erzählte mir, daß dieser Weg schon einmal die Bestimmung der Rettung einer geliebten Person gehabt, damals aber das Glück der Liebe nicht hold gewesen. Erdmuth von Rawen hatte auf diesem Wege, den Herbert von Blankenburg — sein Vorfahre heimlich hatte wieder herstellen lassen, der Tyrannei des Gatten entfliehen sollen. Das Vorhaben aber war dem Burgherrn schon verrathen, noch ehe das Werk fertig und der böse, heimtückische Hans von Rawen war im Stande gewesen, seinen Groll so lange zu verbergen, bis zum Augenblick der Flucht Erdmuthens. Da, als sie der Burg ent rinnen wollte, trat er in ihr Gemach, begleitet von seinen vier Schwestern, die er zum Zeugen seiner Rache herbeigerufen. Er schleppte die zitternde, schuldbewußte Gattin in den Thurm, öffnete den Eingang zu ihrer Rettung nur, um ihr den ermordeten Freund und Geliebten zu zeigen, verschloß dann die Pforte, ließ sie im kleinen Thurm Keller allein und — erst zehn Jahre später nach seinem Tode öffnete Hildegard von Rawen, die den Bruder nicht hatte verklagen mögen, um die Schwägerin zu befreien, Erdmuthens Kerker und verbarg die arme Wahnsinnige in einem geheimen Gemache des alten Klosters Tannenbergen. Erdmuth konnte nur Nacht und Dunkel um sich her sehen — aus dem Grunde stattete Hildegard Alles so dunkel aus, — nur nachdem sie einmal das Bild Herberts erkannt, das ihre Schwägerin zu ihrer Geistesgenesung aus Barenholt herbeigeschafft, da litt sie schwachen

Lichtstrahl im Gemache. Fortan brachte sie ihre Tage vor dem Gemälde zu — seine lichten Züge lichtetend endlich das Dunkel ihres Geistes und sie verlebte noch einige Jahre in stiller Buße und heißem Gebete.

„Als Graf Blankenburg in einfachen Worten diese traurigen schrecklichen Vorfälle eines vergangenen Jahrhunderts erwähnte, welche erste Ursache des Hasses unter den Geschlechtern Rawen und Blankenburg gewesen — als er auf meine Fragen mehr und mehr von dem sichern Versteck im Tannenberger Stifte sprach, das Niemand außer ihm kannte und von dem überhaupt nur seine Familie wußte, da Hildegard von Rawen einzig den Bruder Erdmuthens davon in Kenntniß gesetzt, nachdem ihre Schwägerin dort auch begraben worden, — als ich das Alles hörte, tauchte eine Idee in mir auf, auf welche Weise es möglich wäre, Judiths Flucht zu sichern. Das Entsetzen vor dieser Idee wurde aber so mächtig, daß ich mich bleich und zitternd gegen das Gewölbe lehnte. Die Herren schoben den Zufall auf die eingeschlossene Luft und brachten mich in's Freie. Nie werde ich die Worte meines Verlobten vergessen, die er oben auf dem Berge, inmitten von Sonnenglanz und Sonnenschein an mich richtete! Lächelnd in die blaue Ferne deutend, sprach er neckend: „Für Dich, Laura, wären solche Prüfungen der Liebe nichts, Du, der Geist, der so gern seine Schwingen frei entfaltet, dürftest nicht an Mauern gebannt sein, zu Deinem Glück ist die weite, weite wunderschöne Gotteswelt nöthig!“

„Ja — sie war mir wohl Bedürfnis und vor Prüfungen bebte ich zurück, wie das Kind vor der Finsternis! ich liebte auch über Alles frei umherzuschweifen — ich kannte ja noch kein Weh und die Welt hatte mir bisher nur Glück — das Leben nur Freuden geboten.

„Bald aber wurde es anders! — Meine plötzliche Idee gewann mehr und mehr Raum in meiner Seele — ich beschloß auf einige Jahre meine Freiheit zu opfern, um dem Freunde meines Verlobten sein ewiges Glück zu sichern. So wählte ich mindestens und darnach handelte ich. — In Tannenbergen war zu der Zeit gerade die Stelle der Aebtissin vacant und — bewarb ich mich darum — mir sicher! War ich aber Aebtissin, so konnte auch Judith dort Aufnahme finden, einige Monate unbemerkt in dem Stifte leben — dann mit dem Grafen Blankenburg die Gegend zu einer Zeit verlassen, wenn ihr Vater aufgehört Spione aufzustellen und Verfolger umherzuschicken.

„Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, daß

mein Verlobter diese Idee gewiß schon selbst gehabt. Und so war's! er hatte sogar dem Grafen das Anerbieten solchen Opfers gemacht — Blankenburg jedoch das Mittel zur Sicherheit Judiths ausgeschlagen. Auch ich begegnete, als ich ihm das Erbieten machte — dem heftigsten Widerstande, er erklärte entschieden: das Opfer sei zu groß und nur wenn Gott das Wunder thue, jenes längst verlorene Codicill zu Hildegardens Testamente auffinden zu lassen — dann wollte er dankbar unsern Freundschaftsdienst annehmen.

„Dies Codicill bestand in der Bestimmung: daß dem regierenden Landesfürsten die Macht verliehen sei, in Rücksicht auf ganz besondere Familienverhältnisse und Wunsch der Aebtissin des Stifes zu Tannenbergen, sie nach dreijähriger treuer Verwaltung ihres Amtes der eingegangenen Verpflichtung zu entheben und sie darnach völlig freie Herrin ihres Thuns und Handelns sei.“

„Im Archiv zu Tannenbergen war diese Bestimmung nicht — mein Verlobter hatte schon alle Documente und Schriften untersucht und auch im fürstlichen Archive in der Residenz hatte man vergebliche Nachforschungen darnach angestellt.

„Unter widerstreitenden Empfindungen verließ ich das Stift — ich hoffte — ich fürchtete, es bald wieder zu sehn! — Meine Großmutter, die nur Erfüllung meiner Wünsche kannte und die ich von meinem Plane in Kenntniß gesetzt, begleitete mich nach der Residenz. Der junge Fürst, der erst seit wenig Wochen Regent, war des Grafen Blankenburg Gönner, Freund und Vertrauter; er unterstützte, als er meine Absichten kannte, meine Bemühungen, das Archiv seines Schlosses zu durchsuchen und — eines Tages — fand sich das wichtige Document! — Nicht freudigen aber doch ruhigen Herzens reichte ich nun mein Gesuch um Verleihung der Stelle als Aebtissin ein — erst dann setzte ich meinen Verlobten und meine Familie von meinem Schritte in Kenntniß! — Warme Worte des Danks und der Anerkennung von seiner Seite — überströmendes Entzücken im Briefe des Grafen — Scenen — Anklagen — bittere Beschuldigungen von meinen Verwandten, Freunden — das waren die ersten Resultate meines Gesuchs! — Im Bewußtsein einer guten That ertrug ich alles Unangenehme und was der Fürst, wie auch meine Großmutter thun konnten mich zu schützen, geschah und bereits zwei Monate nach meiner Abreise von Tannenbergen war ich als Aebtissin dort eingekleidet.

„Die schönste Belohnung meines gebrachten Opfers

wurde mir in der Nacht, als ich Judith von Raven oben auf der Ruine empfing — und ich die glücklich Entwichne in den Versteck des Stifts geleitete und sie dort geborgen in des Grafen Armen lag! —

„Der Diener Martin hatte durch Judiths jüngsten Bruder, den Knaben Anatole, den Schlüssel erhalten. Durch Erzählungen von der geliebten Schwester trauriger Lage hatte er des Kindes Herz erweicht und den Wunsch in seiner Seele erregt, sie zu befreien. Anatole schloß bei seinem Vater. Oft genug hatte er bemerkt, daß der Freiherr Abends den Schlüssel unter dem Kopfkissen seines Bettes verborgen; er zog ihn dort hervor, als sein Vater nach Genuß von Wein, dem Martin ein unschädliches Opiat beigemischt, im tiefsten Schlafe lag, schob ihn wieder an dieselbe Stelle, nachdem Judith dem Kerker entronnen und glücklich im unterirdischen Gange war. Ihre Flucht ist Allen im Herrenhause ein Räthsel geblieben und der Freiherr sagte mir einst selbst: „ob ein Gott, ein Teufel sie durch die Luft entführt, wisse er nicht, doch daß sie nicht über der Erde entflohen, sei sicher.“

„Was auch geschah, sie aufzufinden — Alles vergeblich wie einst die Versuche, sie zu retten — der Triumph war jetzt auf unserer Seite! In Tannenberg zerbrach man sich ebenso den Kopf, wo die „schwarze Judith“ geblieben, wie überall. — Niemand ahnte, daß sie inmitten Aller lebte — liebte — jubelte und überglücklich, überselig war! — Entdeckung im Stift war nicht zu befürchten. Aus dem Salon, den ich damals bewohnte, führt durch die Nische des Bildes der Schwester Bonifacia eine gleiche Thür, wie aus der Nonnenzelle Ottokar und von dort aus läuft durch die dicken Mauern ein schmaler Gang längs der ganzen Fronte des Hauptgebäudes unseres Stifts bis zu einer Treppe, deren Ausgang ebenfalls im schwarzen Zimmer mündet. Auf die Weise war es mir gelungen, in den Nächten, die Judith's Ankunft vorhergingen, Alles in das schwarze Zimmer zu bringen, dessen sie bedurfte und sie konnte über diesen verborgnen Gang auch zu mir gelangen, um frischere, freiere Luft zu schöpfen, um in Licht und Sonnenschein zu leben. Das schwarze Zimmer hatte aber für sie keine Schrecken! — Dort hatte sie ja den Geliebten zuerst wiedergesehen und von diesem finstern Gemache aus malten sich die Liebenden ihre Zukunft im rosigsten Glanze. — Zwei Mal in der Woche kam Graf Blankenburg Abends in's Stift — ich geleitete ihn durch den Garten, brachte Judith wieder die Nachricht, daß er glücklich entkommen. Eines Abends begleiteten ihn zwei Herren, der

eine mein Verlobter, der andere ein Abgesandter des Fürsten — sein Hofprediger, der Judith und den Grafen in unserer Gegenwart traute. Welch' seltsame Hochzeit, welch' seltenes Glück eines liebenden Paares! Beide hatten davon keine Ahnung — Beiden hatte der Fürst diese Ueberraschung bereitet.

„Wie heiß auch unser Aller Segenswünsche für das dauernde Glück der überseligen Gatten — wie fest und begründet auch unser Vertrauen auf ihre Sicherheit — die finsternste Nacht des Unglücks brach plötzlich, unvermuthet über sie herein — zu einer Zeit, als der Tag nahe, der Judith für immer von Tannenberg entfernt sollte.

Eines Abends spät am Fenster stehend und der Freundin gedenkend, die ich um diese Stunde bereits mit dem Gatten vereint wähnte, da es der Tag seines Kommens war, erblickte ich zu meinem Entsetzen eine Gestalt den Garten durcheilend, welche nur die Judiths sein konnte. Sie sehen — hinabstürzen war eins — da tritt mir ein Knabe mit der Frage entgegen: ob ich ihn nicht zur Aebtissin führen könne. Ich sage ihm hastig: „ich sei die Aebtissin!“ eile bei meinen Worten aber Judith nach, — mein Ruf erreicht sie — sie hält einen Moment inne — als ich neben ihr stehe, ihren Arm ergreife, sie zurück halte, erfaßt der Knabe mein Kleid, schreit ängstlich: „o laßt dies“ und ist verschwunden, ehe wir ihn noch recht gesehn. Ich riß des Knaben Zettel auf, den er mir gegeben, er enthielt die Worte: „Warnet den Grafen, der Freiherr hat den Weg zur Ruine eingeschlagen — nachdem er mich eingesperrt. Martin.“

„Während ich las rief Judith: „er ist nicht gekommen!“ ihre Worte waren noch nicht ausgesprochen, da tönte ein Schuß durch die Stille der Nacht — einen Moment erstarrte Judith; dann stürzte sie mit dem Schrei: „Mein Vater hat ihn gemordet!“ der Pforte entgegen, die nach dem Ravensberge mündet. Wie ein Pfeil flog sie voran, die Höhe hinauf; ich konnte ihr kaum folgen — sie verschwand an der Ruine vor meinen Blicken; doch ihr herzerreißender Wehruf führte mich bald zu ihr — an die Stätte, wo ein entsetzliches Verbrechen begangen, wo ein junges blühendes Leben als Opfer der Rache gefallen!

Schwimmend in seinem Blute lag der Graf Blankenburg hinter einem Stein- und Trümmerhaufen, nahe beim Gespensterturm. Anfangs sah ich nur ihn — nur Judith — die arme Judith! — Hätten die lauten Schreie eines an Wahnsinn grenzenden Schmerzes den Todten erwecken können — er wäre nicht so stumm,

so regungslos geblieben. Ich dachte immer, Gott würde ein Wunder thun, sich erbarmen und auf den herzzerreißenden Wehruf des Hammers oder den leise flehenden Laut der Liebe den Gemordeten erwecken; leblos aber blieb die immer mehr erstarrende Gestalt und bald lag Judith ebenso regungslos, fast eben so bleich wie der Todte da.

„Ich versuche nicht meine Lage zu schildern, noch in Worten die völlige Rathlosigkeit zu beschreiben, mit der ich mich umblickte und wieder hin auf das Bild des Hammers und Entsetzens starrte. Deutlich gewahrte ich aber nun die Spuren des Kampfes und Ringens auf dem zertretenen Rasen, in dem niedergetretenen Gestrüpp — sah die Versuche, welche vergeblich gemacht worden, die Thür des Gespensterturms einzuschlagen, um dort wahrscheinlich den Todten zu verbergen. Mehr als all' dies Grauerregende, entsetzte mich die That ruchloser Hand, welche das begangene Verbrechen von sich abzuwälzen versuchte und den Unschuldigen noch nach seinem Tode beschuldigte. Vorsichtig zwischen die Steine des Trümmerhaufens geklemmt, fand ich ein Papier, dessen Schrift zwar der Handschrift des Grafen ziemlich täuschend nachgeahmt, doch in jedem Worte die des alten Freiherrn von Rawen verrieth. Diese Worte lauteten:

„Ich mache hier an der Stätte, wo ich mit Judith von Rawen so glückliche Stunden verlebt, einem Dasein ein Ende, das ohne sie keinen Reiz mehr für mich hat.

Benno, Graf von Blantenburg.“

„Jetzt entdeckte ich auch, daß die Hand des Grafen noch die Pistole hielt — selbst das nicht versäumt worden, ihn als Mörder erscheinen zu lassen. Eine Bewegung Judiths mahnte mich an sie! — ich wusch sie rasch mit Wasser, das eine nahliegende Cisterne lieferte und — sie erwachte zum trostlosen Bewußtsein ihres Unglücks — ihres Elends.

„Ihre Blicke fielen auf das Papier und als sie den Inhalt gelesen, reichte sie mir den Zettel unter Lachen, das wahrhaft fürchterlich war, dann brach sie, den Todten umklammernd, von Neuem in Weinen aus. Nach diesem wilden Schmerzesausbruch trat eine unnatürliche Ruhe ein, eine Ruhe, die weit entsetzlicher, als all' ihre Klagen bitterm Weh's und namenlosen Schmerzes! —

„Rache! — Rache!“ Das war und blieb während mehrerer Stunden das einzige Wort, das sie immer und wieder zwischen den fest und krampfhaft geschlossenen Lippen hervorstieß und ebenso gräßlich, wie dieser

dumpe, sich ewig wiederholende eintönige Ruf, war ihr wild und düster flammendes Auge, das sie nach dem Worte von dem Todten, auf, gen Himmel richtete! —

„Mitternacht war vorüber, da endlich wagte ich Judiths finsternes Sinnen zu stören und sie zu fragen: was geschehen solle?

„Sie schwieg einige Sekunden, antwortete dann entschieden: „Wir bleiben bis Jemand kommt, legen Zeugniß ab, lassen den Mörder hierherholen, klagen ihn Angesichts seiner Greuelthat des Verbrechens an und überliefern ihn der Gerechtigkeit.“

„Wie fürchtbar klangen diese Worte im Munde Judiths und wie natürlich waren sie wiederum bei ihrem lebhaften leidenschaftlichen Charakter. Ich machte ihr Vorstellungen, sagte, daß sie ja irren könne, ihr Verdacht vielleicht einen Falschen treffe.

„Irrer?“ wiederholte sie finster, „ich irren in dem Mörder? o nein. Den kenne ich — kenne ihn nur zu gut. Er hat's mir ja oft genug gesagt — ich Unselige hielt's nur nicht für möglich — ahnte nicht, daß die Rache eines Menschen so weit gehen könne — jetzt weiß ich's, wie mächtig dies Gefühl ist — weiß, wie viel weiter sie reicht als ich je geahnt, denn mit Freude — mit Lust werde ich — ich — die Tochter des Mörders, das Haupt Dessen auf dem Schaffot fallen sehen, der mir den Gatten getödtet!“

„Wie unheimlich wurde es mir in der Nähe dieser Frau, die ich so sanft, so weich und gut, so mild und hingebend gekannt! — immer unheimlicher wurde es auch rings um mich her. Finstere, schwer am Himmel aufsteigende Wolken umhüllten den Mond, verdunkelten die Erde; immer lauter grollte der Donner aus der Ferne; einzelne Blitze durchzuckten die Nacht, heftige Windstöße fuhren heulend pfeifend durch die langen Bogengänge der verfallnen Gallerien und brachen sich an den mächtigen Steinwänden, welche noch jetzt die Ruine an einzelnen Stellen durchziehen und umschließen. Da plötzlich zitterten durch das laute Brausen und orkanartige Toben weiche, milde Klänge, tiefe volle Accorde, Töne harmonischen Saitenspiels.

„Es war die Aeolsharfe, deren Saiten der Wind bewegte, die Harfe, welche der, der hier so still und ruhig lag, einst auf Judiths Wunsch in einer offenen Lule des Gespensterturmes angebracht hatte.

„Diese Harfe, auf deren wunderbare Melodien die Liebenden so manchen Abend in Glück und Lust gelauscht, sie erschallte jetzt in lauten, immer lautern Klängen, in Klängen voller Weh und Klage, voller Wohlklang und Harmonie und erstarben von Zeit zu

Tönen, die wie Geistergruß aus der Höhe zu uns niederwehten. Nicht allein mein Herz erschütterte dies geheimnißvolle, zauberisch schöne Saitenspiel — es durchdrang auch das Erz des Hasses, mit dem eine junge Brust sich immer fester umpanzert.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

(Die Geschichte einer Perlenkette.) Einige Werst von Ostrog in Volhynien liegen ein paar Häuser zerstreut an einem Waldbesam und in eines derselben trat vor 12 bis 14 Jahren eines Morgens ein Hausirjude, Namens Swan Zweigbaum. Er bot der Hausfrau seine Waaren an, wurde jedoch kurz von ihr abgewiesen, da ihr Mann zu Markte gegangen und keine Kopeke im Hause sei. Indessen erklärte der Hausirer der Frau, es käme ihm durchaus nicht auf baares Geld an; sie möge nur nachsehen, es werde sich schon etwas zum Vertauschen finden. Die gute Frau hatte sich mittlerweile mit begehrliehen Blicken ein Kleid betrachtet, welches aus dem Krame des Juden in den buntesten Farben verführerisch hervorleuchtete. Sie stieg sogar auf den Dachboden hinauf, um alle Winkel nach Tauschwaaren zu durchstöbern, brachte aber seufzend die Nachricht, daß nichts aufzufinden sei, als eine Schnur Glasperlen, die sie vorwies, die könne der Hausirer wohl ebensowenig brauchen als sie selbst. Zweigbaum nahm die Glasperlen zur Hand und kimperte damit geringschäßig lächelnd, meinte aber zuletzt, es finde am Ende Alles seine Käufer und obwohl ihm freilich alte Kleider lieber wären, so wolle er sich dies Mal mit den Glasperlen begnügen wegen weiterer Kundschaft. Zur großen Verwunderung und Freude der Frau gab er ihr nun das ersehnte herrliche Kleid und ging mit den elenden Glasperlen seines Weges. Die Frau jubelte und der Jude eilte in athemloser Hast nach der volhynischen Hauptstadt Schitomir, um dort die Meinung eines Juweliers einzuholen, denn auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß es sich hier nicht um Glasperlen, sondern um echte Meeresperlen handele.

Der befragte Juwelier erklärte, er sei nicht im Stande, diese Perlenkette zu bezahlen, nicht mit allen Schmuckstücken seines Ladens. Zweigbaum, außer sich vor Entzücken, eilt nun sogar nach Warschau; die dortigen Juweliere bewundern die Perlenkette ebenso und einer von ihnen giebt ihm den Rath, dieselbe dem kaiserlichen Hofe selbst anzubieten, da sich wohl schwerlich eine Privatperson als Käufer für eine solche Kostbarkeit finden möchte. Zweigbaum befolgt diesen Rath und reist nach Petersburg, wo ihm das Glück zu Theil wird, sein Kleinod der Kaiserin selbst vorlegen zu dürfen. Die bedeutendsten Juweliere werden nun herbeigeholt, welche den Perlenkettendringlich auf hunderttausend Rubel schätzen und die hohe Frau, ganz hingerrissen von dem unerhörten Glanz und der seltenen Größe der Perlen, befiehlt einem hohen Hofbeamten, dem Juden den Schätzungswert gleich auszuzahlen. Der Beamte bedeutet

Zweigbaum ihm zu folgen, fährt ihn in seine eigene Wohnung und heißt ihn da die Quittung schreiben, mittelst deren er das Geld sofort bei der kaiserlichen Kasse erheben und ihm einbändigen wolle. Der Jude schreibt die Quittung, der Hofzahlmeister nimmt sie und entfernt sich mit der Versicherung, in einem paar Minuten wieder da zu sein; aber Stunden verstreichen, ohne daß er kommt. Zweigbaum wird ängstlich und sucht Aufklärung, aber nun bemerkt er, daß man ihn eingeschlossen hat. Das Abenddunkel ist bereits hereingebrochen und er, der noch vor kurzem ein wahres Paradies vor sich offen sah, steht nun trostlos vor einem unheimlichen Räthsel. Endlich öffnet sich die Thür, mehrere Kosaken treten herein und Zweigbaum wird von ihnen ergriffen, trotz seinem Geschrei auf einen Stuhl gesetzt, rasirt, kurz geschoren und in einem verschlossenen Wagen aus Petersburg fortgeschafft.

Nach Monaten erreicht er den Ort seiner Bestimmung, nämlich den Kaukasus, wo er zum regulären Soldaten gedrillt wird.

Eines Tages ist er in dem Garten seines Generals mit dem Anpflanzen von Steckreisern beschäftigt; es ist ein schöner Frühlingmorgen und einige weibliche Diensthöten des Generals gehen mit dessen Kindern spazieren. Ein Knabe, das älteste der Kinder, schreitet mit einem buntbemalten Ruder vor ihnen her, denn es ist auf eine kleine Wasserfahrt abgesehen, welche sie auf dem stattlichen Teiche vornehmen wollen. Sie besteigen den zierlichen Kahn und der Knabe führt ihn munter durch das Gewässer. Das Söhnlein des Generals hatte sich auf die Ruderbank gestellt, wobei ihn die Kinderfrau umschlungen hielt; auf einmal stürzt sich sein Schwesterchen in neugieriger Laune auf die Kinderfrau, welche das Gleichgewicht verliert und auf den stehenden Knaben hinfällt, der nun über das Geländer des Schiffchens in's Wasser stürzt. Das Jammergeschrei der Diensthöten ruft Zweigbaum herbei, er wirft sich rasch in das Wasser, denn er hatte seine Jugend an den Ufern des Dniepr zugebracht und war ein trefflicher Schwimmer. Man zeigt ihm vom Schiffe die Stelle, wo der Knabe versunken war; er taucht unter, gewahrt das Kind und reißt es zum Lichte empor. Der General hat von dem Ereigniß bald Kunde erhalten, überhäuft Zweigbaum, den er noch vom Wasser triefend im Garten antrifft, mit Aeußerungen der Dankbarkeit und bestellt ihn in seine Wohnung. Als dieser nach gewechselter Kleidung dort erscheint, drückt ihm der General die Hände und fordert ihn auf, irgend einen Wunsch auszusprechen, den er mit tausend Freuden erfüllen werde.

Zweigbaum bittet den General nur um die einzige Günst, eine Geschichte anzuhören, die er ihm erzählen wolle. Der General lächelt und erwiedert ihm, er könne sich wohl denken, um was es sich handle, denn als Zweigbaum als Rekrut eingebracht wurde, hatte das Regimentskommando zugleich die Anzeige erhalten, daß er die fixe Idee habe, der Kaiserin eine Perlenkette verkauft zu haben u. s. w. Indessen zeigte sich der General doch bereit, dem Reiter seines Kindes zu Liebe, das Märchen anzuhören.

Zweigbaum erzählte nun so lebhaft, so anschaulich, daß sich der General ergriffen fühlte und endlich die volle Ueberzeugung gewann, der Jude sei nichts weniger als geistesbefangen. Einige Zeit darauf wurde es dem General möglich, einen Urlaub nach Petersburg zu erlangen, wohin er Zweigbaum mitnimmt. Er trägt in einer Audienz dem Kaiser Nikolaus das seltsame Abenteuer des Juden vor; hierauf läßt der Kaiser diesen rufen und erkennt ebenfalls, daß Zweigbaum bei ganz klarem Verstande sei, während er ihn fragt, ob er sich wohl getraue, den ungetreuen Zahlmeister zu erkennen. Als Zweigbaum bejaht, läßt der Kaiser alle beim Hofstaate angestellten Herren vorrufen — der Jude sieht den Betrüger wieder und der Beschuldigte steht todtentbläht und zitternd vor dem Kaiser, welcher ihm sein Schicksal ankündigt. Es ist das nämliche, welches vorher Swan Zweigbaum erduldet. Bart und Haar wird ihm abgeschoren, er wird als gemeiner Soldat eingekleidet und in den Kaukasus geschickt. Dem Juden aber wird sein Geld ausgezahlt.

Ob der Jude dann von dem Gelde der Frau, von der er die Perlen für ein Kleid erhandelt hatte, etwas abgegeben hat — darüber konnten wir nichts erfahren.

(Ein vorsichtiger Musikkfreund.) In Paris wird bekanntlich ein neues Opernhaus gebaut, doch ist man vor der Hand noch mit der Grundsteinlegung beschäftigt; vor einigen Tagen gewahrte man dort einen Mann, welcher nachdenklich das Terrain ausmaß, auf dem im Jahre 1865 das Opernhaus emporragen soll. Mit seinem spanischen Rohre zog er Linien auf dem Thongrunde nach Art eines Geometers. Jedermann betrachtete ihn voll Neugierde, denn es war ein vornehmer Engländer, welcher im „Grand Hotel“ wohnt und den Ruf eines ausgemachten Originals besitzt. Man frug ihn, ob er deshalb die Erbschollen so aufmerksam überwache, um etwa Knochen, Münzen und andere Alterthümer zu entdecken? Er antwortete trocken: Nein. Nun frug man ihn, ob er geologische Studien treibe und die Erbschichten mit einander vergleiche, denen in alten Zeiten gallische Reben entsprossen? Er antwortete wieder mit Nein. Der wunderliche Britte hatte andere Gedanken: als leidenschaftlicher Musikkfreund wählte er sich die Loge aus, die er dereinst in Beschlag nehmen wolle und machte das Anerbieten, schon jetzt dafür zu bezahlen unter der Bedingung, den Bau überwachen zu können. Als man diesen Vorschlag mit Lächeln aufnahm, sagte er: „Sure Theater in Paris sind durchaus ungenügend. Nach der üblichen Einrichtung wird das neue Opernhaus wieder nur hundert passable Logen haben, darunter blos fünfzig im ersten Rang. Wenn ich mich nicht bei Zeiten vorsehe, bin ich sicher, keinen Platz zu erhalten; meine Vorsicht ist also nicht übertrieben.“

(Ein seltsames Testament.) Vor kurzem starb in Paris ein reicher portugiesischer Sonderling, der Comthur und Gesandtschaftsrath Jose J. da Sama Machado, ein Beschützer und Liebhaber von Thieren aller Art, besonders aber von Vögeln.

Er hat in dem Zeitraume von 38 Jahren 71 verschiedene Testamente gemacht, von denen eins immer dem andern widerspricht. In dem zuletzt gemachten finden sich unter anderen auch folgende Bestimmungen. Eine Dienerin sollte 30,000 Francs erhalten unter der Bedingung, seine Lieblinge, die verwaisten Vögel, bis an ihr seliges Ende gewissenhaft mit allem Comfort zu versehen. Dem Pariser Thierschutzverein vermachte er 20,000 Francs mit der Bedingung, jährlich einen Polizeidiener mit 500 Fres. zu besolden, wofür derselbe täglich vor dem Hause des Verstorbenen erscheinen und alle vorüberfahrenden Kutscher und Fuhrleute warnen solle, ja die ihnen anvertrauten Pferde nicht zu mißhandeln. Einer Madame Dibbin hat Machado aufgetragen, in Paris eine gelehrte Gesellschaft zu gründen, worin der angestellte Professor, von lebendigen Vögeln umschwärmt, Vorträge über dieselben halten soll — aber nur nach der niedergeschriebenen Theorie des Erblassers, denn von dem Instinkt der Thiere z. B. darf er nicht sprechen. Die Vögel dürfen nur von Frauen verpflegt werden; diese zarten weiblichen Wesen müssen aber aus Gegenden stammen, wo das Wohlwollen und die Menschlichkeit selbst gegen Thiere eine angeborene Eigenschaft ist. Diese liebenswürdigen Tugenden soll man daran erkennen, daß die Pflegerinnen keine Erhöhung hinter dem Ohre, dagegen aber einen entwickelten und länglichen Hinterkopf haben müssen.

Ein Theil seiner entseelten Vögel mußte mit in den Sarg des Entschlafenen gelegt werden, die Beerdigung um 3 Uhr Nachmittags stattfinden, um welche Zeit er gewöhnlich die Raben des Louvre fütterte und sein eigenes Grab sollte die Form erhalten wie das seines Lieblingsvogels u. s. w. Die Nissen und geflügelten Erben des Verstorbenen weigern sich nun, die unzähligen bedeutenden Legate auszuzahlen, deren Gesamtwert eine höhere Summe beträgt als das ganze hinterlassene Vermögen; sie erklären, der Dunkel könne nicht recht bei Verstande gewesen sein und finden in dem Testamente selbst die sichersten Beweise dafür. Die gerichtliche Entscheidung ist noch nicht erfolgt.

(Originelle Petition.) Unter den Petitionen, welche dem französischen Staatsoberhaupte tagtäglich zugesandt werden, kommen ganz unglaubliche Sonderbarkeiten vor. So erbat sich kürzlich der Unterzeichner einer solchen grotesken Eingabe eine Audienz von dem Kaiser. Dieser glückliche Sterbliche ist im Besitz eines seltenen, außerordentlichen Gegenstandes, eines Phänomens, eines Wunders, dessen Anblick noch keinem menschlichen Auge zu Theil geworden. Seit vielen Jahren verbirgt er seinen Schatz vor profanen Blicken und pflegt ihn mit der ängstlichsten Sorgfalt. Es ist ihm bis jetzt gelungen, diesen kostbaren Schatz in den undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses und seines dicken Balletois zu hüllen. Nur Angesichts Seiner Majestät des Kaisers will er sich entschließen, zum ersten Male diesen Schleier zu lüften, welcher — einen 87 Centimeter langen Bart verbüllt!